

# Scheide wege

Jahresschrift  
für skeptisches Denken

Herausgegeben von der  
Max Himmelheber-Stiftung

Der Turmbau von Dubabel  
Seismographie des Abgründigen  
Homo sacer und Guantanamo  
Unterwegs zu einer evolutionären  
Religionstheorie  
Nachhaltigkeit und Ästhetik  
Ist Schuld ein Gefühl?  
Haben wir an der Materie etwas  
wieder gutzumachen?  
Magie und Tabu  
*und viele weitere Beiträge*

Jahrgang 2010/2011

40



S. Hirzel Verlag

# Scheidewege

Jahresschrift für skeptisches Denken

Herausgegeben von der  
Max Himmelheber-Stiftung

Jahrgang 40 · 2010/2011



S. Hirzel Verlag

# Scheidewege

## Jahresschrift für skeptisches Denken

Herausgeber:

Max Himmelheber-Stiftung gemeinnützige GmbH, Reutlingen,  
in Verbindung mit Prof. Dr. Walter Sauer

Redaktion:

Michael Hauskeller, Stephan Prehn, Walter Sauer

Anschrift von Redaktion und Stiftung:

Scheidewege, Heppstraße 110, 72770 Reutlingen

Telefon: 071 21/50 95 87; Fax: 071 21/55 07 76

E-Mail: [Redaktion\\_Scheidewege@t-online.de](mailto:Redaktion_Scheidewege@t-online.de)

Internet: [www.scheidewege.de](http://www.scheidewege.de)

Von der Einsendung unverlangter Besprechungsexemplare bitten wir abzusehen; für die Rücksendung wird keine Gewähr übernommen. Redaktion und Verlag haften nicht für unverlangt eingereichte Manuskripte.

ISSN 0048-9336

ISBN 978-3-7776-2116-6

Verlag:

S. Hirzel Verlag, Birkenwaldstraße 44, 70191 Stuttgart

Telefon: 07 11 / 25 82-0; Fax: 07 11 / 25 82-2 90

E-Mail: [service@hirzel.de](mailto:service@hirzel.de)

Internet: [www.hirzel.de](http://www.hirzel.de)

Alle in dieser Jahresschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung des Werkes, oder Teilen davon, außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 2010 Max Himmelheber-Stiftung, Reutlingen

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany

Einband: Lachenmaier, Reutlingen

*Eduard Kaeser*

## Ignoranzproduzenten

Wir werden niemals ein Produkt herstellen und vermarkten,  
das erwiesenermaßen ernsthafte Krankheiten verursacht.  
Tobacco Industry Research Committee,  
*„Offene Mitteilung an Zigarettenraucher“*, 1954

Der Sieg wird errungen sein,  
wenn Durchschnittsbürger die Ungewissheiten  
in den Klimawissenschaften „verstehen“ (anerkennen).  
*Internes Memo des American Petroleum Institute*, 1998

### *Ignoranz als Naturzustand*

Auf den ersten Blick ist Ignoranz schlecht beleumdet in unserer sogenannten Wissensgesellschaft. Gewöhnlich stellt man sich nämlich Unwissen als einen Urzustand des Menschen vor, aus dem er sich löst, individual- und stammesgeschichtlich. „Alle Menschen streben von Natur nach Wissen“, beginnt Aristoteles seine „Metaphysik“. Wissen ist beseitigte Ignoranz. Recht drastisch schrieb Johannes Kepler im 16. Jahrhundert: Die Mutter Ignoranz muss sterben, damit das Kind Wissenschaft geboren werden kann. Und Francis Bacon sah im 17. Jahrhundert geradezu eine „männliche Geburt der Zeit“ anbrechen, in der die – selbstverständlich virilen – Forscher in den Schoß der Natur eindringen, um ihrer Geheimnisse habhaft zu werden. Wissenserwerb durch Bandenvergewaltigung der Natur sozusagen. Seit der Aufklärung steht Ignoranz im Ruch der Unmündigkeit, der Abhängigkeit von weltlicher und kirchlicher Autorität. Und deshalb ist der Übergang von Unwissen zu Wissen der entscheidende Schritt des zivilisatorischen Erwachsenwerdens. Damit war natürlich auch die biblische Werteordnung umgestürzt, die im Nichtwissen paradiesische Unschuld und im Wissen weltliche Sünde sah. Schon im 16. Jahrhundert

übergoss ein Vorläufer der Aufklärung, Giordano Bruno, die Meinung, Gottgefälligkeit liege allein in heiliger Dummheit und Unwissenheit, mit sarkastischem Spott. Er endete bekanntlich auf dem Scheiterhaufen.

### *Ignoranz als Kulturzustand*

Ein zweiter Blick belehrt uns aber: Ignoranz ist kein Natur-, sondern ein Kulturzustand. Ignoranten sind eigentlich immer die Anderen, Menschen anderer Klassen, Berufe, Epochen oder Kulturen. Was Robert Musil über die Dummheit festgestellt hat, gilt auch für die Ignoranz: „Jeder, der über Dummheit sprechen will, muss von sich voraussetzen, dass er nicht dumm sei.“ Das heißt, wenn man von Ignoranz spricht, meldet sich sogleich ein bestimmter kultureller Anspruch auf Wissenshoheit an. Und diesen Anspruch erhebt heute gebieterisch die moderne Wissenschaft, die Quantenmechaniker, Astrophysiker, Molekulargenetiker, Biomediziner, Informatiker, Nanotechniker. Wenn man also zum Beispiel sagt, Blitze als Zornesausbrüche von Göttern seien eine mythische Vorstellung, dann impliziert man damit zugleich, dass es sich nach wissenschaftlichem Erkenntnisstand um physikalische Ignoranz handle. Intelligent Design ist biologische Ignoranz. Der freie Wille ist neurologische Ignoranz – lassen uns zumindest ein paar besonders informierte Gehirnforscher wissen.

Man sagt, alles Wissen werde einmal historisch. Das sollte freilich dahin präzisiert werden, dass dieses Historischwerden immer auch ein Historischmachen ist. Moderne Wissenschaft und ihre Fortschrittsgeschichte profilieren sich im hohen Maß durch systematisches Vergessen von altem Wissen und von anderen Wissensformen. Sie produzieren Nichtwissen als das verdrängte „Andere“ des Wissens, das heißt, sie lassen selektiv nur das aus andern Traditionen und Kulturen gelten, was Eingang in den Wissenskorpus der Gegenwart gefunden hat. Eine Wissenschaft, die ihre Ursprünge nicht vergisst, ist verloren, sagte der englische Philosoph Alfred North Whitehead einmal. Das moderne Konzept der Krankheit „vergisst“ in diesem Sinn die alte (paracelsische) Idee, wonach Krankheit nicht bloß eine Störung des Organismus, sondern immer auch eine Störung oder Unordnung in der Umwelt des Kranken bedeutet. Moderne Pharmachemie „vergisst“, dass

Heilwirkungen nicht bloß über Stoffe ausgeübt werden können, sondern auch über unstoffliche Zuwendung zum Patienten. Das Vergessen kann gewalttätige Züge annehmen. Hexenwissen machte man dadurch „vergessen“, dass man die Hexen verbrannte. Was die europäischen Konquistadoren an indigenem Wissen aus Amerika importierten, assimilierten sie und gaben es oft gern und schnell als eigenes aus, der Rest blieb als primitives Nichtwissen zurück, das gegebenenfalls zu entsorgen war. Der Spanier Diego de Landa verbrannte 1562 die Bibliotheken der Mayas und rechtfertigte diesen Vandalismus der Frömmigkeit damit, dass die Bücher bloß Aberglauben und teuflische Lügen enthielten.

### *Ignoranz als Wirtschaftsfaktor*

Ein dritter Blick zeigt uns, dass Ignoranz nicht nur kulturell, sondern neuerdings auch industriell erzeugt wird. Ignoranz entpuppt sich als ökonomischer Faktor von wachsender Bedeutung. Denn Wissenschaft und Industrie sind in modernen Gesellschaften eng verquickt. Firmen nehmen wissenschaftliche Forschung in ihren Dienst, zunächst natürlich, um neue „wissensbasierte“ Produkte herzustellen, dann aber auch vermehrt, um diese Produkte „gut“ aussehen zu lassen. Vor allem dann, wenn sie giftige Ingredienzien enthalten wie Arsen, Beryllium, Blei, Chrom, Vinylchlorid; wenn Arzneimittel oder gentechnisch veränderte Nahrungsmittel mit Gesundheitsrisiken verbunden sind. Die Bereitschaft von großen Konzernen und Wirtschaftsverbänden, Forschungsergebnisse firmenkonform zu gestalten, wächst direkt proportional zum kritischen öffentlichen Bewusstsein. Gegen Konsumenten- und Umweltschutzorganisationen werden dann Anwaltspraxen, Public Relations-Agenturen und Beratungsfirmen mobilisiert, die darauf spezialisiert sind, die prekären Produkte dadurch zu verteidigen, dass sie den wissenschaftlichen Konsens mit Gegenexpertisen unterminieren – „Ungewissheits-Management“ heißt das heute in betriebsökonomischem Neusprech – weniger geschönt: Aus Ungewissheit wirtschaftlichen Nutzen ziehen.

*Die Taktiken von „Big Tobacco“*

Ein Paradebeispiel liefert die Zigarettenherstellung. In den USA formierte sich Mitte der 1950er-Jahre auf der Grundlage von (Tier-)Versuchen ein wissenschaftlicher Konsens, wonach Rauchen Krebs in Lunge und Luftröhre verursacht. Die Tabakindustrie war alarmiert. Und nach guter Feuerwehrmanier suchte sie die Verbreitung der Forschungsergebnisse mit einem propagandistischen „Rauchvorhang“ zu verhindern. Sie lancierte eine Kampagne mit dem ersten Ziel, den wissenschaftlichen Konsens zu zersetzen und Zweifel zu streuen im Sold der Industrie. Der wohl unverblümteste Slogan aus einem internen Memorandum des Zigarettenherstellers Brown and Williamson sagt alles: „Unser Produkt ist der Zweifel, denn er ist das beste Mittel, den ‚Stand der Erkenntnisse‘ anzufechten, der gemäß öffentlicher Meinung existiert. Er ist auch ein Mittel zur Erzeugung von Kontroversen. Wenn es gelingt, auf öffentlicher Ebene eine Kontroverse zu entfachen, dann besteht die Möglichkeit, den wahren Fakten über das Rauchen und die Gesundheit zum Durchbruch zu verhelfen.“<sup>1</sup>

Das tat die Tabakindustrie denn auch. Um sich als der Wissenschaft verpflichtete Industrie zu stilisieren, riefen die Konzerne den Rat für Tabakforschung ins Leben (Council for Tobacco Research), der sich der gründlichen Untersuchung der „wahren Fakten“ verschrieb. Es ist aufschlussreich, diese „Gründlichkeit“ etwas genauer unter die Lupe zu nehmen, denn sie lässt Forschungstaktiken erkennen, die bis heute und in anderen Industrien erfolgreiche Nachahmer finden. Ich erwähne deren drei: Ablenken, Vervielfältigen, Zeit schinden.

Die erste Taktik kommt klar in den editorialem Leitlinien der Zeitschrift „Tobacco and Health Report“ zum Ausdruck, eines Organs der Tabakindustrie: „Die wichtigste Art von Geschichten sind jene, die die Ursache-Wirkung-Theorie von Rauchen und Krankheit bezweifeln. Schlagzeilen sind: Kontroverse! Widerspruch! Andere Faktoren! Unbekannte!“<sup>2</sup> „Gründlich“ an der Industrieforschung war denn vornehmlich auch die Ablenkungstaktik. So identifizierte „Tobacco and Health Report“ in den 1960er-Jahren die Ursachen für Lungenkrebs in Vogelhaltung (Milben im Gefieder), Infektion durch seltene Pilze, Erbanlagen, Viren, städtische Luftverschmutzung und allen anderen möglichen Gründen – außer im Tabak.

Als die Datenlage sich aber zugunsten eines Zusammenhangs von

Rauchen und Krebs erhärtete, wechselte man die Taktik. Nun wurde versucht, die Eindeutigkeit der Forschungsergebnisse in Zweifel zu ziehen. Ein beliebtes Standardargument lautete schon damals, dass die epidemiologischen Studien über die Gefährdung durch Rauchen ja „bloße Statistik“ seien und keine eindeutigen Belege für einen Kausalzusammenhang liefern. Oder ein ebenso gern ins Treffen geführtes Argument war: Resultate aus Tierversuchen sind nicht auf den Menschen übertragbar. Um zu wirklicher Aussagekraft zu kommen, müsste man an Menschen experimentieren. Aber man ist ja schließlich kein Nazi-Lagerarzt.

Damit verband sich eine andere Taktik, die „Filibuster-Forschung“. Filibustieren bedeutet endloses Reden im Parlament, um Abstimmungen zu verhindern und Zeit zu schinden. Gerade der Ruf nach „mehr Forschung“ tönt im Kontext der Tabakindustrie äußerst ambivalent, kann er durchaus einem ehrlichen Erkenntnismotiv entspringen, aber auch die Absicht bemänteln, mehr Zigaretten zu verkaufen. Den Tabakherstellern war natürlich daran gelegen, die Frage nach der Gesundheitsgefährdung „offen“ zu halten, um damit offizielle Maßnahmen als nicht gerechtfertigt erscheinen zu lassen, gegebenenfalls sogar als Ritter lauterer wissenschaftlicher Skepsis gegen die Abschließenden „dogmatischer“ Forschung auftreten zu können. Wie ein Vertreter der Tabakindustrie einmal treuherzig verlauten ließ: „Wir befinden uns nicht auf einem Kreuzzug für oder gegen Tabak (...) Wenn wir auf einem Kreuzzug sind, dann ist es ein Kreuzzug für die Forschung.“ Schließlich ist Krebs eine komplexe Krankheit mit mehr als einer Ursache, und war man es den armen Opfern dieser Geißel der Menschheit nicht schuldig, die Frage nach ihren Ursachen mit aller Gewissenhaftigkeit zu beantworten? Man stand dann vor allem in Schadenersatzprozessen gut da, weil man in perfekter Doppelzüngigkeit behaupten konnte, trotz der unsicheren Beweislage (an deren Forterhalt man fleißig arbeitete) doch viel für die Forschung getan zu haben. Bis in die 1990er-Jahre hielt sich dieser instrumentalisierte Skeptizismus. Immerhin blieb nicht verborgen, dass die drei wichtigsten Versicherungsgesellschaften im Besitz von Tabakkonzernen von Rauchern doppelt soviel Prämie verlangten wie von Nichtrauchern.



*Ignoranzproduzenten*

Die Chronik dieses „Krebskrieges“ ist von den amerikanischen Historikern Robert Proctor<sup>3</sup> und Allan Brandt<sup>4</sup> minutiös nachgezeichnet worden. Und der Krieg ist nicht vorbei. Nur seine Schauplätze haben gewechselt. Die Taktiken und Argumente der Tabakhändler sind nach wie vor virulent, vorab auf „Stammesgebiet“ wie dem Passiv-Rauchen. Man kann sie aber auch in der Klimaforschung<sup>5</sup> oder in der Pharmaindustrie<sup>6</sup> wiederentdecken. Wohl gemerkt, wir reden hier nicht über Fälschung, Einschüchterung, Bestechung (das gab und gibt es natürlich auch). Wir reden darüber, dass man mit wissenschaftlichen Mitteln Ungewissheit schürt, Scheindebatten vom Zaun bricht, eine Vielfalt der Standpunkte inszeniert, die im Grunde nicht existiert. Die beabsichtigte Wirkung dieses alten Verwedelungsmanövers läuft stets auf eine Variation des klassischen Fehlschlusses „Argumentum ad ignorantiam“ hinaus<sup>7</sup>: Es gibt keinen eindeutigen Beweis für eine Gesundheitsgefahr – also gibt es keine Gesundheitsgefahr.

Allerdings melden sich hier mindestens zwei Einwände. Erstens: Auf die meisten brennenden Fragen unserer Zeit – Klima, Umwelt, Energieversorgung, Ernährung, Gesundheit, Bevölkerungswachstum – gibt es schlicht und einfach keine eindeutigen wissenschaftlichen Antworten. Deshalb sollte man Uneindeutigkeit als normales Risiko heutigen Denkens und Handelns in Kauf nehmen. Und zweitens gehören Ungewissheit und damit Kontroversen zu den Wesensmerkmalen des wissenschaftlichen Geistes. Wissenschaftler sind Experten des Zweifelns, sie haben sich die Skepsis als Ethos selbst auferlegt. Forschung – lehrte uns Karl Popper – kommt voran in einer langsamen Schrittfolge von Vermutungen und Widerlegungen, und sie führt nie zu absoluter Gewissheit, bestenfalls zu einem robusten, aber hinterfragbaren Konsens unter Forschern. Wissenschaft wäre eigentlich mit „Zweifelschaft“ besser gekennzeichnet. Insoweit sind beide Einwände berechtigt. Aber sie zielen am Problem vorbei. Das Problem ist nicht die selbstauferlegte Ungewissheit der Wissenschaft, sondern die bewusste Herstellung von Ungewissheit im Namen von Wissenschaft. Dass gute Forschung Zeit braucht, ist die eine Sache. Eine andere Sache ist es, wenn Repräsentanten der Industrie „mehr Forschung“ rufen in einer Situation der Ungewissheit, die sie zum Teil selbst erzeugen. Sie setzen Zweifel und Ungewissheit im Grunde nicht als Er-

kenntnis-, sondern als Verkaufsmittel ein, und im Namen der Objektivität entwürdigen sie diese. Man müsste eigentlich eine eigene Kategorie für sie einführen: Ignoranzproduzenten.

Daraus zu schließen, dass die Wissenschaft ihre Unschuld verliert, sobald sie mit der Industrie zusammenspannt, wäre allerdings voreilig. Eine solche „Unschuld“ ist ohnehin Ideologie. Der Cocktail von Firmeninteresse und „reinem“ Erkenntnisinteresse ist heute gang und gäbe. Selbstverständlich macht die Unterstützung einer Theorie durch das Lager der Industrie sie ebenso wenig falsch wie ihre Unterstützung durch die Regierung ein Beweis ihrer Gültigkeit ist. Studien über die Schädlichkeit von Stoffen können aus wissenschaftlichen Gründen ebenso debattiert werden wie Studien über ihre Harmlosigkeit. Im Übrigen sind gerade auch „offizielle“ Wissenschaftler keineswegs gefeit gegen Voreingenommenheit.

Trotzdem sollten wir die Augen nicht vor dem relativ neuen Phänomen verschließen, dass mit der Monopolmacht globaler Konzerne auch ihre wissenspolitische Macht wächst; die Neigung und die Verlockung also, im Zweifel für die Firma zu entscheiden – und eben noch mehr: Zweifel im Namen und zugunsten der Firma zu erzeugen, gegen den Konsumenten ihrer Produkte. „Nie zuvor haben Firmen in der Gestaltung der Wissenschaftspolitik nach ihren Interessen soviel Erfolg gehabt wie heute“, schrieb der amerikanische Epidemiologe David Michaels 2005 in einem weit beachteten kritischen Artikel in der Zeitschrift „Scientific American“.<sup>8</sup> Und diese Gestaltung hat das Zur-offenen-Frage-Erklären zu einer blühenden Branche gemacht. „Herstellen von Ungewissheit (manufacturing uncertainty)“ nennt sie Michaels. Herstellen von Ungewissheit im Namen von Big Business ist heute selber ein Big Business.

### *Das gefährdete Ethos*

Wir neigen heute dazu, die ganze Problematik im verengten Visier von Wissenschaft und Wirtschaft zu betrachten. Und an der Schnittstelle von beiden stellt dann in der Regel die Ethik ihre Frage: Wie gehen wir verantwortungsvoll mit unserem Wissen um? Die Frage ist zweifellos berechtigt, aber sie blendet ein wichtiges Hintergrundproblem aus: Wie gehen wir überhaupt mit unserem Wissen um? Wenn

wir nämlich konstatieren, dass mit Ignoranz und Ungewissheit wie mit einem ökonomischen Gut oder Trumpf verfahren wird, dann keimt der Verdacht auf, dass es sich mit dem Wissen gleich verhält.

In der Tat – behaupte ich – sind wir von einem Konzept des Wissens beherrscht, das es von innen her zersetzt. Wahrscheinlich ohne Absicht (vielleicht eine Freudsche Fehlleistung?) hat die Universität Bern dieses Konzept im Motto zu ihrem 175-Jahr-Jubiläum kondensiert: „Wissen schafft Wert“. Die schleichende Umwertung der Werte liegt auf der Hand: Nicht Wissen selbst ist wertvoll, sondern erst dessen Verwertung. Der Homo oeconomicus etabliert sich auch hier: Wissen als Portfolio, das den „Wissenden“ auf dem Markt positioniert.<sup>9</sup> Das kann zu einem Konflikt führen zwischen der Pflicht, die Firmen ihren Forschern auferlegen, und der eigentlichen Forscherpflicht, nämlich die Wahrheit zu suchen. Und die Machtstellung einiger Firmen verleitet wohl nicht wenige Forscher dazu, die beiden Pflichten gar nicht mehr zu unterscheiden: Firmenpflicht und Wahrheitspflicht sind letztlich identisch.

Damit aber wäre das Ende der Wissenschaft besiegelt, wie wir sie bisher kannten. Weil Wissen entsprechende Erkenntnistugenden einfordert – und nicht bloß „Kompetenzen“ und „Ressourcen“ für Best Practice. Eine Kardinaltugend lautet: Misstraue allen, die sagen, zu jeder Meinung gebe es eine ebenso begründete Gegenmeinung; Fakten seien lediglich Konstrukte von Experten, geronnene Meinungen letztlich. Es mag zutreffen, dass heute keine oberste Instanz existiert, die uns sagt, wie die Welt läuft. Es mag zutreffen, dass Uneindeutigkeit und Ungewissheit als normales Risiko heutigen Denkens und Handelns in Kauf genommen werden müssen – was sich vom Ozonloch über das Waldsterben bis zur Finanzkrise gezeigt hat. Umso nachdrücklicher macht sich geltend: Wissen ist ein Ethos! Primär ein Instrument der Wahrheitssuche, und nicht der merkantilen Vorteilssuche. Man mag das als traditionalistisch belächeln. Aber wer das tut, sollte sich einmal Rechenschaft darüber geben, dass die ganze Tradition der wissenschaftlichen Erkenntnis – der Stolz des „Westens“ – mit diesem Ethos steht und fällt. Mit der Reduktion des Wissens auf ein Wirtschaftsgut setzen wir exakt das aufs Spiel, worauf wir bauen. Und Universitäten sollten sich als Pflgestätten dieses Ethos wiederentdecken, statt es erodieren zu lassen. Nicht Wissen schafft Wert, sondern umgekehrt: Wert (des Ethos) schafft Wissen.

Man könnte auch sagen: Die Wissenschaft hat sich von einem Typus des Forschers ab- und einem neuen zugewandt. Der große alte Biochemiker Erwin Chargaff schreibt in einem seiner immer wieder lesenswerten Essays: „Es gibt in der wissenschaftlichen Forschung ein Suchen und ein Finden. Sucher sind nicht notwendigerweise auch Finder, aber sie verfassen die wertvolleren Reisebeschreibungen. Die älteren Generationen von Wissenschaftlern – und auch die meisten vor meiner Zeit – gehörten vorwiegend zum Typ des Suchers. Das Suchen enthält auch ein Stück Träumen, und man könnte sagen, dass manch ein großer Wissenschaftler seinen großen Fund wie im Traum machte, wobei er übrigens nicht immer das fand, was er suchte. Die heutige Forschung aber misst dem Finden allzu große Bedeutung zu und pflügt ihre Abkürzungen mit dem Bulldozer durch die stummen Wiesen der Natur“.<sup>10</sup>

Das Szenario erscheint vielleicht alarmistisch. Aber es präsentiert uns die Rückseite eines Zeitalters, das sich als „wissend“ und „informiert“ feiert. Robert Proctor sieht in dieser Rückseite bereits ein neues kulturwissenschaftliches Forschungsfeld Kontur annehmen. „Agnotologie“ nennt er es, also: das Studium von kulturell und industriell gemachter Ignoranz. Das wird ein Forschungsfeld der Zukunft sein. Denn der Umgang mit solcher Ignoranz erscheint umso nötiger, als „agnostologische“ Nebenwirkungen einen wichtigen Aspekt der Risikoabschätzung darstellen: Vermehrt müssen wir heute entscheiden und handeln ohne sicheres wissenschaftliches Netz. Man denke nur an den aktuellen Fall der Kohlendioxid-Reduktion. Zudem könnte eine „agnostologische“ Besinnung die übergroßen Erwartungen, die heute von neuen Disziplinen geweckt werden – etwa von Stammzellenforschung oder Nanotechnologie – auf ein Normalmaß zurückstutzen.

Nicht zuletzt aber behält Agnotologie im Bewusstsein, dass das Nichtwissen mit dem Wissen wächst. Der Soziologe Ulrich Beck sieht darin ein zentrales Politikum moderner Gesellschaften.<sup>11</sup> Es gibt Autoren, die bereits von einer „Ignoranzgesellschaft“ oder gar „Ignoranzexplosion“ sprechen<sup>12</sup>. Einer der philosophischen Pioniere der Informationstechnologie, der kluge Gottfried Wilhelm Leibniz, hat uns übrigens früh gewarnt. Trotz der „wunderbaren Veränderungen“ der Wissenschaften, schrieb er 1680, vermehre sich die Zahl der Dispute und die Zufriedenheit mit Scheinargumenten, und es sei deshalb zu

befürchten, „dass die Menschen nach nutzloser Vergeudung des Wissensdranges (...) der Wissenschaften überdrüssig werden und durch eine unheilvolle Verzweiflung in die Barbarei zurückfallen.“<sup>13</sup>

Steuert die Wissensgesellschaft heimlich diesen Kurs?

*Anmerkungen*

<sup>1</sup> Zitiert aus Robert Proctor/Londa Schiebinger (eds.): *Agnotology. The Making and Unmaking of Ignorance*, Stanford, 2008, S. 91.

<sup>2</sup> Zitiert aus David Michaels: *Manufactured Uncertainty*, in: R. Proctor/L. Schiebinger, op.cit. (Fn.1); S. 92.

<sup>3</sup> Robert N. Proctor: *Cancer Wars: How Politics Shapes What We Know and Don't Know About Cancer*, N.Y., 1996.

<sup>4</sup> Allen M. Brandt: *The Cigarette Century*, N.Y., 2008.

<sup>5</sup> Cf. hierzu etwa George Monbiot: *Hitze. Wie wir verhindern, dass sich die Erde weiter aufheizt und unbewohnbar wird*, München, 2006, spez. Kap. 2. Für Material cf. auch den Exxon Report: *Smoke, Mirrors and Hot Air. How ExxonMobil Uses Big Tobacco's Tactics to Manufacture Uncertainty on Climate Science*, Union of Concerned Scientists, 2007.

<sup>6</sup> David Michaels: *Doubt is their Product*, Oxford, 2008.

<sup>7</sup> Eine informative Typologie dieses Arguments liefert Douglas Walton: *The Appeal to Ignorance*, *Argumentation*, 13, 1999, S. 367–377.

<sup>8</sup> David Michaels: *Doubt is their Product*, *Scientific American*, 292, 2005, S. 96–101.

<sup>9</sup> Georg Franck hat in seinem lesenswerten Buch *Ökonomie der Aufmerksamkeit*, München/Wien, 1998, das Bild des Wissenschafters als Homo oeconomicus aufgebracht und kritisiert (S. 189 ff.). Cf. auch G. Franck: *Mentaler Kapitalismus*, München/Wien, 2005, besonders Kapitel 3: *Die Wissensindustrie*. In die gleiche Richtung zielt Konrad Paul Liessmanns Pamphlet *Theorie der Unbildung*, Wien, 2006.

<sup>10</sup> Erwin Chargaff: *Ernstes Fragen. Essays*, Stuttgart 2000, S. 61.

<sup>11</sup> Ulrich Beck: *Wissen oder Nicht-Wissen? Zwei Perspektiven reflexiver Modernisierung*, in Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott, *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*, Ffm., 1996.

<sup>12</sup> Michael Smithson: *Ignorance and uncertainty. Emerging paradigms*, New York, 1989; Antoni Brei/Daniel Innerarty/Goncal Mayos: *The Ignorance Society*, Barcelona, 2009; Julius Lakasiewicz: *The Ignorance Explosion*, Carlton University Press, 1994; Peter Wehling: *Weshalb weiß die Wissenschaft nicht, was sie nicht weiß? – Umriss einer Soziologie des wissenschaftlichen Nichtwissens*, in Bösch, Stefan/Wehling, Peter (eds.), *Wissenschaft zwischen Folgenverantwortung und Nichtwissen*, Wiesbaden, 2004, S. 35–105.

<sup>13</sup> Gottfried Wilhelm Leibniz: *Philosophische Schriften 4: Schriften zur Logik*, Ffm., 1992, S. 97.

*Peter Cornelius Mayer-Tasch*

Das Geld wie Ostwind groß ...

Zeitgemäß-unzeitgemäße Anmerkungen  
zum Thema Geld und Finanzen

Der Titel dieses Versuches ist Rainer Maria Rilkes Gedichtzyklus „Das Stundenbuch“ und zwar dem (dritten) „Buch von der Armut und vom Tode“ aus dem Jahre 1903 entnommen, wo es heißt:

Die Städte aber wollen nur das Ihre  
und reißen alles mit in ihren Lauf.  
Wie hohles Holz zerbrechen sie die Tiere  
und brauchen viele Völker brennend auf.

Und ihre Menschen dienen in Kulturen  
und fallen tief aus Gleichgewicht und Maß,  
und nennen Fortschritt ihre Schneckenspuren  
und fahren rascher, wo sie langsam fuhren,  
und fühlen sich und funkeln wie die Huren  
und lärmern lauter mit Metall und Glas.

Es ist, als ob ein Trug sie täglich öffte,  
sie können gar nicht mehr sie selber sein;  
das Geld wächst an, hat alle ihre Kräfte  
und ist wie Ostwind groß, und sie sind klein  
und ausgeholt und warten, dass der Wein  
und alles Gift der Tier- und Menschensäfte  
sie reize zu vergänglichem Geschäfte.

Und deine Armen leiden unter diesen  
und sind von allem, was sie schauen, schwer  
und glühen frierend wie in Fieberkrisen  
und gehen, aus jeder Wohnung ausgewiesen,

wie fremde Tote in der Nacht umher;  
und sind beladen mit dem ganzen Schmutze,  
und wie in Sonne Faulendes bespion, –  
von jedem Zufall, von der Dirnen Putze,  
von Wagen und Laternen angeschrien.

Und gibt es einen Mund zu ihrem Schutze,  
so mach ihn mündig und bewege ihn.<sup>1</sup>

Die zentrale Botschaft dieses zum Teil analytischen, zum Teil prophetischen, ebenso facettenreichen wie konzentrierten Textes erschließt sich im Lichte unserer heutigen zivilisatorischen Befindlichkeit unmittelbar: „Das Geld wächst an, hat alle ihre Kräfte/und ist wie Ostwind groß, und sie sind klein.“

Die erste Frage, die sich beim Lesen oder Anhören dieses Textes aufdrängt, ist die Frage, warum das Geld „wie Ostwind groß“ ist. Die Antwort auf diese Frage erscheint zunächst vergleichsweise einfach. Verwiesen sei hierzu auf einen anderen, vor mehr als 2000 Jahren verfassten Text – auf Platons Jugendwerk „Politeia“. In einem in der Politeia enthaltenen Dialog zwischen Platons Lehrer Sokrates und Adeimantos erklärt Sokrates das Wesen der Gerechtigkeit am Beispiel des vom Prinzip der Arbeitsteilung geprägten Gesellschafts- und Wirtschaftslebens einer Stadt. Ein Jeder leiste das, wozu er am besten befähigt sei und stelle so einem Jeden zu Verfügung, wozu Jener weniger befähigt sei.<sup>2</sup> So weit, so gut. Wie wir nun aber wissen, funktioniert der Tausch von Naturalgütern und Handwerksleistungen nur in kleinräumigen Sozialgebilden und unter spezifischen rechtlich-politischen Bedingungen, während bei zunehmender Großräumigkeit der zivilisatorischen Entwicklung das Geld als Substitut und Tauschgröße eingeführt werden musste, um die Versorgung mit Gütern und Leistungen sicherzustellen. Ob Babylon oder Persepolis, ob Athen oder Rom – stets spielte das Geld als Tauschgröße eine unverzichtbare Rolle – wenn auch noch nicht die Rolle, die es in den gänzlich von der Selbstversorgungs- zur Erwerbswirtschaft übergegangenen späteren Zivilisationen spielen sollte.

Reicht diese Antwort aber schon aus, um den Sinn von Rilkes Worten zu verstehen? „Das Geld . . . wie Ostwind groß, und sie sind klein“. Die Relation von Größe und Kleinheit ist es wohl, worauf es Rilke ankommt. Das Geld ist groß, weil die Menschen klein sind – dem Sog

des Geldes hilflos ausgeliefert. „Das Geld wächst an, hat alle ihre Kräfte ...“ Wessen Kräfte völlig gebunden sind, der ist nicht mehr groß, steht nicht mehr „über den Dingen“, ist – unfreundlicher ausgedrückt – triebhaft, süchtig, rauschverloren. Aus welchen Tiefen aber erwächst diese Sucht? In der Politischen Anthropologie eines der Gründungsväter der modernen Politik und Staatlichkeit, Thomas Hobbes, decouviert sie sich als „the desire for power after power, that only ceaseth in death“, als „das Verlangen nach Macht und abermals Macht, das erst im Tode endet“.<sup>3</sup> Wie wir Alle wissen, vermittelt zwar nicht die Akkumulation von Geld, wohl aber deren Ergebnis Machtpotentiale. Und um dieser Machtpotentiale willen, zuweilen aber wohl auch nur um der Befriedigung der Akkumulationslust willen, erfolgt jene wenn nicht völlige, so doch weitgehende Hingabe an diese Droge, deren Suchtkraft seit der Einführung des beliebig vermehrbaren Papiergeldes sich noch erheblich verstärkt, ja vervielfacht hat.

Geld als Tauschgröße unter fortgeschrittenen zivilisatorischen Bedingungen für unverzichtbar zu erachten, ist ein Ding. Sich ihm und seinen Vermehrungsgesetzlichkeiten gänzlich auszuliefern aber ein ganz ander Ding. Insoweit verhält es sich mit dem Geld ähnlich wie mit den Verlockungen von Michael Endes Zeitsparkasse.<sup>4</sup> Mit der uns geschenkten Lebenszeit in einem ganzheitlichen Sinne verständig umzugehen, ist für all diejenigen geboten, die nicht in der Gestaltlosigkeit eines unartikuliert-vegetativen Lebens aufgehen wollen. Ununterbrochen den Ratschlägen der kleinen grauen Männchen von der Zeitsparkasse zu folgen jedoch, führt in die Dürre und Dürftigkeit eines unfreien Lebens. Die Parallele zur völligen Hingabe an die Geld- und Erwerbswirtschaft spiegelt Heinrich Bölls „Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral“, die, oft paraphrasiert, hier in einer abgewandelten Form wiedergegeben wird. Ein Investmentbanker, so die Pabel, stand in einem griechischen Fischerdorf am Pier und beobachtete, wie ein kleines Fischerboot anlegte. Es hatte riesige Thunfische geladen. Der Banker gratulierte dem Fischer zu seinem prächtigen Fang und fragte, wie lange er dazu gebraucht habe. Der Fischer antwortete: „Ein paar Stunden nur.“ Darauf wollte der Banker wissen, warum er denn nicht länger auf See geblieben sei, um noch mehr zu fangen. Der Fischer sagte, die Fische reichten ihm, um seine Familie und Freunde die nächsten paar Tage zu versorgen. Einen Teil des Fanges würde er zudem auf dem lokalen Fischmarkt verkaufen, um ein wenig Geld zu



verdienen. Darauf der Banker: „Aber was tun Sie dann mit dem Rest des Tages?“ „Ich spiele mit meinen Kindern, mache eine Siesta nach dem Mittagessen, gehe ins Dorf spazieren, trinke dort ein Gläschen Wein und spiele Gitarre mit meinen Freunden. Sie sehen, ich habe ein ausgefülltes Leben“, entgegnete der Fischer. Der Banker hatte eine Idee: „Ich bin Harvard-Absolvent und könnte Ihnen zeigen, wie Sie mehr Geld verdienen. Sie fischen länger, fischen dadurch mehr und kaufen von dem Erlös ein größeres Boot. Mit diesem Boot können Sie noch mehr Fische fangen, noch mehr Geld verdienen und schließlich noch mehr Boote erwerben, bis Sie eine ganze Fischereiflotte besitzen. Wenn Sie schlau sind, eröffnen Sie eine eigene Fischverarbeitungsfabrik und kontrollieren somit selbst Produktion, Verarbeitung und Vertrieb. Sie könnten dann dieses kleine Fischerdorf verlassen und nach Saloniki oder vielleicht sogar nach Athen umziehen, von wo aus Sie Ihr florierendes Unternehmen leiten.“ Der Fischer fragte, wie lange das alles dauern würde. „So etwa 15 bis 20 Jahre“, antwortete der Banker. Darauf der Fischer: „Und was dann?“ Der Banker lachte und sagte: „Ja, dann kommt das Beste. Wenn die Zeit reif ist, gehen Sie mit ihrer Firma an die Börse, verkaufen Ihre Anteile und werden steinreich. Sie könnten Millionen verdienen.“ Der Fischer war mit dieser Antwort noch nicht zufrieden: „Und dann?“ Darauf der Banker: „Dann könnten Sie sich zur Ruhe setzen und aufhören zu arbeiten. Sie könnten in ein kleines Fischerdorf an der Küste ziehen, morgens lange ausschlafen, ein bisschen fischen gehen, eine Siesta nach dem Mittagessen machen, am Abend gemütlich ein Gläschen Wein genießen und mit Ihren Freunden Gitarre spielen.“ Der Fischer grüßte den Banker freundlich, wandte sich ab und ging seines Weges.<sup>5</sup>

Der Lebenssinn dieser Parabel dürfte unmittelbar einleuchten: Geld und Gut, so könnte man vielleicht formulieren, sind nichts anderes als in einen anderen Aggregatzustand transformierte Lebensenergie – Umwandlungsprodukte jener Energie, die das Leben schafft, erhält und zur Blüte bringt. Die Lebenskunst – und darunter ist nicht nur die *ars vivendi*, sondern auch die (in unserer Zeit völlig obsolet gewordene) *ars moriendi* zu verstehen – besteht in erster Linie darin, diese uns aus den unterschiedlichsten Gründen in unterschiedlichem Maße zuteil gewordene Lebensenergie einer in ganzheitlichem Sinne wohlverstandenen und wohlausgewogenen Daseinshöhe zuzuführen. Um dies zu bewirken muss diese Lebensenergie – die chinesische Geo-

mantie spricht in diesem Zusammenhang vom „Chi“ – fließen. Sie muss aber nicht nur irgendwohin fließen, sie sollte auch in die richtige Richtung fließen. Vielleicht kann Geld als eine Form verdichteter Lebensenergie auch tatsächlich für einen bestimmten Zeitraum und unter bestimmten Voraussetzungen – insbesondere natürlich unter den Voraussetzungen der im besten Sinne des Wortes verstandenen Zukunftsfähigkeit, Umwelt- und Mitweltfreundlichkeit des Investitionszwecks – dorthin fließen, wohin wir heute gewohnt sind, dass Geld fließt. Beleuchtet werden muss dieser Vorgang aber stets mit gelbem Warnlicht – einem Warnlicht, das sich dort gleitend zu Rot wandelt, wo es um reine Geldgeschäfte bzw. Geldakkumulationen geht. Zu Rot deshalb, weil mit dieser Entwicklung im Zweifel auch die Suchtgefahr steigt. Wenn der Jesus von Nazareth des Neuen Testaments erklärt, eher gehe „ein Kamel durchs Nadelöhr als ein Reicher ins Himmelreich“,<sup>6</sup> so dürfte diese Aussage – ob nun tatsächlich getroffen oder ihm nur sinngemäß in den Mund gelegt – diese Dimension der Fehlleitung von Lebensenergie im Auge gehabt haben. Nicht von ungefähr wandten sich zahlreiche Autoren des frühen Christentums gegen das Zinsnehmen. Und die kirchliche Gesetzgebung erließ – zuerst für Geistliche und später auch für Laien – ein allgemeines Zinsverbot, das dann in der Hochscholastik gelockert und letztlich auf den Konsumtivkredit begrenzt wurde. Nach katholischem Kirchenrecht gilt das Kanonische Zinsverbot gemäß c. 1543 CIC (Corpus iuris canonici) noch heute, ist aber mit einem Vorbehalt zugunsten des positiv-rechtlich erlaubten Zinssatzes versehen. Was darüber hinausging war Christen als „Wucher“ untersagt, nicht aber den Juden, deren Geldbeschaffungsdienste zwar von Vielen in Anspruch genommen wurden, deren soziale Diskriminierung und Dämonisierung als – nicht denselben Restriktionen unterworfenen – „Wucherer“ aber durch diese Praxis zugleich auch gefördert wurde. Eine ungute Doppelmoral, deren Implikationen und Konsequenzen uns nur allzu wohlbekannt sind. Eine ähnliche Position wie das (frühe) Christentum nahm im Übrigen auch der Islam zu Zins und Zinseszins ein, vermochte es aber ebensowenig wie dieses, seine hehre Haltung auf Dauer beizubehalten. Die vorislamische Schuldenverdoppelung (riba) bei verspäteten Darlehens-Zurückzahlungen hatte zahllose Bauern, die sich von reichen Kaufleuten aus Mekka zum Ankauf von Saatgut Geld leihen mussten, in die Schuldknechtschaft geführt. Aus dieser Erfahrung he-

raus forderte Mohammed im Koran ein Zinsverbot. So heißt es etwa in Vers 130 der 3. Sure unmissverständlich: „Ihr Gläubigen! Nehmt nicht Zins, indem Ihr in mehrfachen Beträgen wiedernehmt, was Ihr ausgeliehen habt!“ Und in Vers 275 der 2. Sure hört sich das Diktat Allahs noch drastischer an: „Diejenigen, die Zins nehmen ... werden ... nicht anders dastehen als einer, der vom Satan erfasst und geschlagen ist ...“. Und: „Diejenigen, die es ... wieder tun, werden Insassen des Höllenfeuers sein und (ewig) darin weilen.“ Schon vor der Hand aber lässt Allah „den Zins ... dahinschwinden“, während er die Almosen mit himmlischem Lohn verzinst.

Der Scheitan wäre aber nicht der Scheitan, wenn er diesen, dem Propheten von Allah eingegebenen Postulaten nicht durch seine teuflischen Insinuationen entgegenzusteuern gewusst hätte. Zahlreich waren und sind auch nach islamischem Recht die Umgehungsstrategien zum Zinsverbot. Das Zinsnehmen wurde auch hier schon bald vom Wucher abgegrenzt, und statt „Zinsen“ wurden nunmehr „Gebühren“ erhoben, die u. a. die Form von Mieteinnahmen, Firmenbeteiligungen und damit verbundenen Erträgen oder auch sonstigen Surrogaten annehmen konnten und können. Und dafür, dass es sich so verhält, dass weder der Islam noch das Christentum es vermochten, dem Sog des Geldes oder, anders formuliert, der schon in der griechischen Klassik verworfenen pleonexia, dem unersättlichen Mehr-haben-Wollen, zu widerstehen, bietet zumindest *ein* Strang ihres religionsgeschichtlichen Hintergrundes eine Erklärungshypothese. Sowohl der Islam als auch das Christentum stehen im Banne der – auf mancherlei Wegen in ihr Gedankengut eingedrungenen – altpersischen Theologie, genauer: des zarathustrisch-manichäischen Dualismus zwischen den (durch Ahura Mazda verkörperten) Kräften des Lichtes und den (durch Ahriman verkörperten) Kräften der Finsternis, die sich aus dieser Sicht in einem ständigen Ringen um die Vorherrschaft befinden – eine Vorstellung, die sich in der christlichen Welt als Spannungsverhältnis von Himmel und Hölle und in der islamischen Welt als Spannungsverhältnis von „Ardistan und Dschinnistan“ (Karl May) wiederfindet. Der alle Kräfte an sich reißende, zehrende und verzehrende Sog des Geldes wurde stets den ahrimanischen Energien zugerechnet und daher auch in der spirituellen Wertskala entsprechend disqualifiziert. Und dies umso mehr, als sich diese Energien in der realen sozialen Lebenswelt in mancherlei Verkleidung umso machtvoller zu ent-

falten wussten und nicht zuletzt auch jene Institutionen zu umgarnen und zu unterwandern pflegten, die sich zu Hütern der lichten Energien stilisierten. Des munteren Ablasspredigers Tetzl ab 1516 landauf landab verkündete Devise: „Sobald der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt“<sup>7</sup> mag als pars pro toto für dieses soziokulturelle Syndrom erwähnt werden. Dass die Protagonisten der Reformation lutherischer Prägung die Seelen der derart Trommelnden eher ins Feuer als aus dem Feuer springen sahen, ist angesichts der bis ins 19. Jahrhundert hinein gesellschaftlich vorherrschenden Ächtung (um nicht zu sagen „Verteufelung“) übermäßigen Erwerbs- und Gewinnstrebens kaum verwunderlich. In eine große und großartige zivilisatorische Gesamtperspektive wird das – auch hier (noch) vom Höllengeist Mephistopheles begleitete und geförderte – unaufhaltsame Höher, Tiefer, Weiter von Johann Wolfgang v. Goethe in sein Faust-Drama eingebracht.

Zur Gewinnung des dem Meer abzuriegenden Neulandes kennt der – vom Kaiser mit bislang noch meerumspültem Land belehnte – Faust keinerlei Hemmungen. Selbst dem im Schutze einer Kapelle selbstgenügsam auf einem wogensicheren Hügel ein zufriedenes Alter lebenden Paar Philemon und Baucis, die ihm einst das Leben gerettet haben, will der landgierige Faust ihr bescheidenes Fleckchen Erde „abfuggern“, um eine althergebrachte, auf Jakob Fugger („den Reichen“) und seine Nachfolger gemünzte Redewendung zu gebrauchen. Baucis allerdings warnt ihren Mann vor dem ihnen zum Tausch angebotenen Neuland: „Traue nicht dem Wasserboden/Halt auf Deiner Höhe stand“.<sup>8</sup> Wie recht sie damit hat, wird aus Mephistos seitwärts geraunter, auf Fausts vergebliches Mühen gemünzte Nebenrede deutlich:

„Du bist doch nur für uns bemüht  
Mit Deinen Dämmen, Deinen Bühnen;  
Den Du bereitest schon Neptunen,  
Dem Wasserteufel, großen Schmaus.  
In jeder Art seid Ihr verloren;  
Die Elemente sind mit uns verschworen,  
Und auf Vernichtung läuft's hinaus.“<sup>9</sup>

Faust allerdings ist in seiner (Land-)Gier sowohl unersättlich als auch

unermüdlich: „Vom Lager auf, Ihr Knechte, Mann für Mann“, befiehlt er, und genießt jeglichen Fortschritt: „Wie das Geklirr der Spaten mich ergetzt ... / ... den Wellen ihre Grenze setzt.“<sup>10</sup> Für den in rastloser Gier seine letzten Kräfte Verschwendenden und Erschöpfenden hat Mephisto schließlich nur noch einen verächtlichen Nachruf übrig:

„Ihn sättigt keine Lust, ihm genügt kein Glück,  
So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten  
Den letzten, schlechten, leeren Augenblick,  
Der Arme wünscht ihn festzuhalten,  
Der mir so kräftig widerstand  
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand  
Die Uhr steht still ... es ist vollbracht.“<sup>11</sup>

Der emsig Gräben ziehende Faust hat sich nichts Anderes als sein eigenes Grab gegraben.

Die Tragödie des Faust ist zugleich die Tragödie unserer zivilisatorischen Entwicklung, die zur Selbstvernichtung tendierende Ablösung der – in Goethes Werk in Form des bescheidenen Wirtschaftens von Philemon und Baucis repräsentierten – Subsistenzwirtschaft durch die der unendlich scheinenden Weite des „Meeres“ abzuringende Erwerbswirtschaft.

Jeder gebildete Chinese würde die Warnung der in die Jahre gekommenen Baucis „Traue nicht dem Wasserboden!“ sofort verstehen, da in der chinesischen Kulturtradition Wasser für Geld und den Geldfluss, im Wortsinne also die „Liquidität“, steht. Der – letztlich von Mephisto insinuierten – Verlockung zur Neulandgewinnung steht die Gefräßigkeit des alles verschlingenden, die ihm nur vorläufig gesetzten Grenzen stets aufs Neue bedrängenden Meeres. In ihr spiegelt sich die – von Faust wenigstens in lichten Augenblicken erkannte – Teufelsfratze Mephistos, den er in einem solchen Moment mit den Worten abzuwehren versucht: „Fletsche Deine gefräßigen Zähne mir nicht so entgegen. Mir ekelts“.<sup>12</sup>

Unter dem Biss dieser gefräßigen Zähne hatten schon immer, haben aber gerade auch heute wieder zahllose Menschen zu leiden. Viele von ihnen müssen sich allerdings auch mit Faust vom Versucher Mephisto fragen lassen: „Warum machst Du Gemeinschaft mit uns, wenn Du

sie nicht durchführen kannst? Willst fliegen und bist vorm Schwindel nicht sicher? Drängen wir uns Dir auf, oder Du Dich uns?“<sup>13</sup>

Die potentielle Gefräßigkeit des Gier- und Geldmeeres spiegelt sich aber auch noch in einer Gefräßigkeit ganz anderer, keineswegs aber weniger selbstvernichtenden Art. Der St. Gallener Wirtschaftswissenschaftler Hans-Christoph Binswanger hat sie in seinem Buch über „Die Glaubensgemeinschaft der Ökonomen“ am Beispiel der in verschiedenen Dichtungen der griechischen Antike, insbesondere aber von dem Poeten Kallimachos (305–240 v. Chr.) überlieferten Erysichthon-Sage thematisiert. Auch hier geht es um eine problematische Form der Landgier, wenn auch nicht um des Landes, wohl aber um seiner Früchte willen. Erysichthon, Sohn eines Königs der Pelasger, vergreift sich an einem der Fruchtbarkeitsgöttin Demeter geweihten Heiligen Hain und lässt dort gefräßige Äxte Holz für einen Festsaal schlagen, in dem er „herrliche Mahlzeiten in Fülle“<sup>14</sup> (so der Bericht des Kallimachos) feiern will. Der Warnung einer Demeter-Priesterin begegnet er mit rüden Drohungen. Die göttliche Strafe für diesen Baumfrevler lässt nicht lange auf sich warten. Zwar kann der Frevler den Bau noch vollenden, dann aber wird er mit dem Bannfluch unersättlicher Gefräßigkeit geschlagen: „Je mehr in den Bauch er versenkt /desto mehr nur begehrt er“ berichtet Ovid in den „Metamorphosen“.<sup>15</sup> Auch hier ist das Ende absehbar. Nachdem er alle Früchte des Landes verzehrt hat, geht es ans sprichwörtlich „Eingemachte“: „Er nährt seinen Leib/indem er ihn aufzehrt.“<sup>16</sup>

Die katastrophalen Folgen der Unersättlichkeit haben im Übrigen auch – um den kassandrischen Dreiklang voll ertönen zu lassen – im Midas-Mythos ihren sinnfälligen Niederschlag gefunden: Um eines ihm erwiesenen Dienstes willen verspricht Dionysos dem phrygischen König Midas die Erfüllung eines Wunsches. Dessen Wunsch, dass alles zu Gold werden möge, was er berührt, wird ihm zwar gewährt, beschert ihm aber zugleich auch den Hungertod auf einem Goldhaufen, da ihm eben auch Speise und Trank zu Gold werden.

In all' diesen Verdichtungen menschlichen Erfahrungswissens ist es die Rast- und Maßlosigkeit ihres Begehrens, die dessen poetisch-mythische Repräsentanten ins Unheil führt. Und es gehört nicht übermäßig viel Phantasie dazu, zu erkennen, dass auch unserer Epoche ein ähnliches kollektives Schicksal ins Welthaus steht, wenn wir nicht auf unserer Zivilisationsbahn eine ausgewogenere Gangart einschlagen.

Wie hatte doch Rainer Maria Rilke schon vor mehr als 100 Jahren notiert – „und fallen tief aus Gleichgewicht und Maß“. Dass dies nur allzu punktgenau zutrifft, erleben wir seit geraumer Zeit wieder im Angesicht der Voraussetzungen, Implikationen und Konsequenzen der sog. Weltfinanzkrise, die auch eine allgemeine Weltwirtschaftskrise eingeleitet hat.

Die viel größere Gefahr aber als die von den Turbulenzen auf dem Geld- und Finanzmarkt ausgelösten Verwerfungen lauert dort und dann, wenn aus dieser Krise (die wie jede Krise auch eine große Chance bietet) nicht die richtigen Folgerungen gezogen werden. Um überleben zu können – erinnert sei an diese keineswegs banale, wohl aber im ursprünglichen Sinne des Begriffes triviale, d. h. also grundlegend wichtige Tatsache – bedürfen wir sowohl der Früchte der Erde als auch der Früchte des Meeres und des Beistands der Elemente. Bedrängen, verdrängen, entstellen und vergiften wir sie, kann uns auch das dickste Konto und der prallste Goldsack nicht retten. Jedem unverstellten und ungetrübten Blick wird sich unmittelbar erschließen, dass es (neben geistigen Gütern) nur *einen* wirklichen Reichtum gibt – die Reinheit der Luft und des Wassers, die Gunst der Witterung und die Fruchtbarkeit der Erde. Nur sie schaffen und sichern die Lebenskraft von Pflanzen, Tieren und Menschen. Missachten wir diesen einzigen wirklichen, den natürlichen Reichtum der Menschheit, indem wir ihn zugunsten unserer hemmungslosen Mehrungssucht bedrängen und bedrücken, so wird uns letztendlich – wenn auch in zeitlich und räumlich gestuften Etappen – das Schicksal von Midas oder Erysichthon zuteil werden. Überdies begehen wir dabei aber auch noch einen verhängnisvollen Denkfehler – anzunehmen nämlich, dass die mephistopheletisch insinuierte Wachstumsgier sich in tendenziell unbegrenztem Wachstum erfüllen und erlösen könne. Dies nämlich ist – wovon man sich unschwer überzeugen kann – in der realen Sphäre der Natur nicht möglich. Es ist aber auch in der Sphäre der Surrogate nicht möglich. Das Beispiel des in der einschlägigen Literatur gerne erwähnten sog. Josephspfennigs illustriert die selbst rechnerische Unsinnigkeit infiniten Zinswachstums: Wenn der Zimmermann Josef von Nazareth zur Zeit der Geburt von Jesus – so das Zahlenspiel – einen Pfennig zu einem Zinssatz von 5 % angelegt hätte, so hätten die Zinsen dieser Anlage im Jahr der deutschen Wiedervereinigung – 1990 also – den unvorstellbaren Wert von 134 Milliarden Goldkugeln

von der Größe unseres Erd-Planeten erreicht, wobei der Berechnung der Goldwert des Jahres 1990, nämlich 18 500 DM pro Kilo Gold zugrunde gelegt wurde.<sup>17</sup>

Bei der Wiedergabe dieses ebenso irrwitzigen wie gnadenlos decouvrierenden Rechenexempels mag man sich an die ersten Zeilen eines anderen poetischen Textes von Rainer Maria Rilke erinnern – der „Sonette an Orpheus“ nämlich, wo es heißt: „Wer, wenn ich schrie, hörte mich in der Engel Ordnungen?“<sup>18</sup> Die Tatsache, dass alle Stadtkulturen der Antike mit ihren – wenn auch im Verhältnis zur Gegenwart noch rudimentären – Geld-, Erwerbs- und Handelswirtschaften als solche untergegangen sind und ihre kümmerlichen Reste für geraume Zeit zwangsläufig wieder zu Selbstversorgungsgesellschaften wurden, ehe sie sich dann wieder zu Geld- und Erwerbsgesellschaften aufblähen konnten, muss zu denken geben. Vor allem stellt sich im langzeitigen und großräumigen historischen Rück- und Ausblick die Frage, was wir aus dieser Dialektik lernen können. Der Zusammenbruch der jeweiligen Stadtkulturen – man denke zuletzt an die römische – war nahezu stets von im wahrsten Sinne des Wortes verheerenden kriegerischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und persönlichen Tragödien begleitet. Zum Teil waren diese Tragödien auch schon in früheren Zeiten ökologischer Art. Man denke an Babylon, dessen Bewässerungsfließ zur Verödung, Versalzung und Verwüstung des Zweistromlandes führte. Man denke an die Beschaffenheit Nordafrikas, einst eine der Kornkammern Roms. Und man denke schließlich auch an den Peloponnes oder die Estremadura, wo übermäßige Abholzung für den Schiffsbau aus wogenden Waldgebieten dürre Steppengebiete hat entstehen lassen. In aller Regel waren solche ökologischen Tragödien aber nur von regionalem Zuschnitt, weil auch das sie beschwörende Fehlverhalten nur von regionalem Zuschnitt war. Heute droht unserem weltweit praktizierten wachstumsversessenen sozialen, ökonomischen und politischen Bewegungsstil deshalb auch ein weltweites Aus. Und trotz aller periodisch wiederkehrenden Rio- und Kyoto-Rhetorik spricht wenig dafür, dass diese seit langem dem Stand der Wissenschaft entsprechende Erkenntnis rechtzeitig und weltweit beherzigt werden könnte; zu weit gefächert sind die psychologischen, sozialen, kulturellen, ökonomischen und politischen Gründe, die dem entgegenstehen. Zu schwerhörig sind die von Rilke in den „Sonette(n) an Orpheus“ hypothetisch angerufenen Engel, zu schwach ist die Ein-



sichts- und vor allem die Reaktionsfähigkeit der – zwischen Angst vor Knappheit und einer diese Angst bannenden Gier schwankenden und daher auch psychostrukturell auf Mehrung geeichten – Menschen, um dem absehbaren Verhängnis wirksam begegnen zu können. Über Gesten scheint die verfasste Menschheit kaum hinauszukommen. Auch die zur Bannung der Finanzkrise bewegten enormen Geldsummen werden teilweise in einer wenig erleuchteten und erleuchtenden Weise eingesetzt, wofür die deutsche Abwrackprämie ein nur allzu charakteristisches Zeugnis abgelegt hat – statt weitsichtiger Zeichensetzung erbärmlich kurzatmiges business as usual!

Vielleicht ist es tatsächlich angemessen, im Blick auf das Treiben des Homo (non satis) sapiens mit Ken Wilber teils resigniert, teils hoffnungsvoll von einer „Halbzeit der Evolution“<sup>19</sup> zu sprechen. Evolution aber hat viel mit trial and error zu tun. Und vielleicht müssen noch viele gnadenlose Ostwinde über die in ihrer Unbelehrbarkeit so unbeugsame Menschennatur hinwegfegen, ehe sie sich zu der von Paracelsus in seinem Werk „Vom Licht des Geistes und der Natur“ geäußerten Erkenntnis beugt, dass „alles in der Waag, in der Linie und im Zirkel“<sup>20</sup> bleiben müsse, um einen überlebensfähigen, lebenskräftigen und lebensfreundlichen Rang einnehmen zu können.

#### *Anmerkungen*

<sup>1</sup> Rilke, Rainer Maria: Das Stundenbuch, Leipzig 1918, S. 100.

<sup>2</sup> Vgl. Platon: Politeia, übers. v. Friedrich Schleiermacher, hrsg. v. Gunther Eigler, 2. Aufl., Darmstadt 1990, S. 321 und passim.

<sup>3</sup> Hobbes, Thomas: Leviathan, übers. v. Dorothee Tidow u. hrsg. von Peter Cornelius Mayer-Tasch, Reinbek bei Hamburg 1965, S. 77.

<sup>4</sup> Vgl. Ende, Michael: Momo, Stuttgart/Wien 2005, S. 140.

<sup>5</sup> Vgl. Bergbauer, Harald/Petit, Patrick U.: Die Meeresfischerei als Faktor der Weltwirtschaft, in: Mayer-Tasch, Peter Cornelius (Hrsg.): Meer ohne Fische. Profit und Welt-ernährung, Frankfurt/Main 2007, S. 59 f.

<sup>6</sup> Markus 10, 25.

<sup>7</sup> Vgl. Köstlin, Julius. Luthers Leben, Leipzig 1883, S. 93.

<sup>8</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: Faust. Der Tragödie zweiter Teil, Stuttgart 2008, S. 190.

<sup>9</sup> Ebd., S. 202 f.

<sup>10</sup> Ebd., S. 202.

<sup>11</sup> Ebd., S. 204.

<sup>12</sup> Ders.: Der Tragödie erster Teil, Stuttgart 1986, S. 128.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Vgl. Binswanger, Hans Christoph: Der Frevel Erysichthons als Ursprung der ökologischen Krise, in: ders.: Die Glaubensgemeinschaft der Ökonomen. Essays zur Kultur und Wirtschaft, München 1998, S. 12.

<sup>15</sup> Vgl. Publius Ovidius Naso, *Metamorphosen*, übers. von Erich Rösch, Darmstadt 1977, S. 317.

<sup>16</sup> Vgl. ebd., S. 317.

<sup>17</sup> Haussmann, Heinrich: Der Josephspfennig. Eine historische Fiktion, in: pro-future-capital-AG (Hrsg.): info-dienst (Oktober 2003), S. 1 und passim.

<sup>18</sup> Rilke, Rainer Maria: *Duineser Elegien*, Leipzig 1923, S. 7.

<sup>19</sup> Vgl. Wilber, Ken: *Halbzeit der Evolution. Der Mensch auf dem Weg vom animalischen zum kosmischen Bewusstsein*, übersetzt von Erwin Schuhmacher, Frankfurt a. M. 2009.

<sup>20</sup> Paracelsus: *Vom Licht der Natur und des Geistes. Eine Auswahl*, hrsg. v. Kurt Goldammer, Stuttgart 1976, S. 152.

*Ludger Lütkehaus*

## Der Turmbau von Dubabel

Am Montag, dem vierten Januar 2010, wurde im Emirat Dubai das mit 828 Metern höchste Bauwerk der Welt eröffnet. Es ist so hoch, dass man ihm schon jetzt ein Denkmal setzen darf.

Dass er nicht schön sei, der neue Turmbau von Dubabel, wird selbst Gott nicht behaupten wollen. „Small is beautiful“, das war einmal. Und warum sollte er ein Monstrum sündiger Hybris, verwerflichsten Größenwahn sein, wo doch gerade die Rechtgläubigsten ihn errichtet haben? Keine Frage, die westlichen Stimmen, die bisher über den „Burj Chalifa“ zu hören waren, haben etwas vorschnell die biblische Geschichte aus dem ersten Buch Mosis (Kapitel 11, Verse 1 bis 10) nachgebetet.

Das begann mit den Reaktionen auf das drohende finanzielle Debakel des Emirats Dubai. „Insolvenz“ war der neue Name des alten Gottesgerichts. Und die selber mit Insolvenzen nur allzu vertraute kapitalistische Welt konnte und wollte eine klammheimliche Freude nicht unterdrücken, dass Gott nun noch schmerzhaftere Wege als bloß die Verwirrung der menschlichen Sprache zur Strafe gewählt hatte. Freilich, Gott ließ auch zu, dass die rechtgläubigen Brüder des Emirats Dubai diesem zu Hilfe eilten und dem drohenden Kollaps zuvorkamen. Und hätte Gott das getan, wenn er prinzipielle Einwände gegen den neuen Turmbau von Dubabel gehabt hätte?

Heuchlerisch auch das westliche Befremden über den Gigantismus des Projekts, zu dem sich der notorische Turmbauer, der sich „Mensch“ nennt, angeblich nicht versteigen durfte. Denn mit der erklärten Absicht, nicht nur immer höher, sondern der Größte schlechthin zu sein, hatte der Turmbau von Dubabel Gott nur aus der Seele gesprochen. Sicherlich, dass der neue Turmbau im Gegensatz zu seinen Vorgängern in den horizontal raumknappen Metropolen der Welt ausgerechnet in der Wüste errichtet wurde, wo nur wenig die Aussicht

behinderte und keine polytheistische Konkurrenz zu Überbietungsgesten zwang, deutete vielleicht auf einen gewissen Mangel in der Sinngebung des Projekts. Aber eben dieses enorme Etwas aus dem Nichts der Wüste zu schaffen – das sprach Gottes älteste Schöpfungswünsche aus. Sollte er dieses Motiv nicht besonders gut verstehen?

Ja, er fragte sich, wo denn eigentlich beim Turmbau von Dubabel der berechtigte Stolz seiner Nachschöpfer blieb. War ihnen hier denn nicht so Großes gelungen, dass sie die Verbindung zu ihm als dem Herrn der Himmelshöhen wiederherstellen konnten? Stattdessen verschwiegen sie sogar meistens den Namen des Baumeisters (Adrian Smith or what?), der das Riesenwerk in einem kümmerlichen Büroturm der Neuen Welt entworfen hatte. Seinen grandiosen Einfall, die Form des Turms mit derjenigen gigantischer Orgelpfeifen zu verbinden, aus denen das neue Halleluja erklingen konnte, nahmen sie gar nicht wahr. Man musste doch nur den neuen Turmbau von Dubabel mit den lächerlichen Zwillingstürmen von Manhattan vergleichen, um zu wissen, dass 9/11 auch ein ästhetisches Strafgericht war.

Und schließlich übersahen die Kritiker des Turmbaus von Dubabel auch die denkbar angemessene Nemesis, die den Westen mit ihm trifft. Denn aus dem Öl, das der Westen verbraucht, verschwendet, ist er erschaffen, auf dass er wieder zu Petrodollars werde. Das ist das tau-tologische Verwandlungswunder, das sich fortwährend im Turmbau von Dubabel vollzieht. Und deswegen hat Gott diesmal auch auf die alte Strafe verzichtet. Nicht die Verwirrung des menschlichen Sprachbaus zum unverständlichen, linguistisch inflationären Plural, sondern gerade die eine, einheitliche und singulare Sprache: das Wirtschaftsenglisch, ist das neue Gottesurteil, das man im Turmbau von Dubabel spricht.

*Ilse Onnasch*

## Lebensziel: Karriere

*„Lebensplan, Lebensordnung:  
erscheint mir unmöglich“  
(Imre Kertész)*

Ganz nach oben – und zwar schnell. Das ist die Devise unserer globalisierten Konkurrenzgesellschaft. Aber wenn alle nach oben wollen, nach ganz oben, droht es eng auf den oberen Sprossen der Leiter zu werden. Der Kampf um die besten Plätze ist folglich härter geworden und fängt schon früh an. Unser träges Bildungssystem ist dem (noch) nicht ganz gewachsen – PISA zeigt es. Also suchen diejenigen, die es sich leisten können, nach privaten Auswegen. Private Einrichtungen der Eliteerziehung schießen wie Pilze aus dem Boden.

Was das heißen kann, zeigte kürzlich eine Fernsehsendung. Die Reportage begann in einem Kindergarten, in dem die Kinder während des ganzen Tages Lernprogramme nach Stundenplan absolvieren mussten: Englisch, Musik, Computer. Ein vierjähriger Junge wurde von der Reporterin gefragt, was er sich wünschen würde, wenn er einen Wunsch frei hätte. Er wünschte sich nur, zu schlafen, endlich zu schlafen. Die Lebensfreude war diesem kleinen Jungen gründlich ausgetrieben worden. Ein Kind, das nur noch schlafen will, ist nicht nur total überfordert, sondern es will einfach nicht mehr „da“ sein.

Wenn so ein Kind trotzdem die Kindergarten- und Schulzeit überstehen sollte, könnte es zum zweiten Schauplatz der Reportage gelangen, in die Privatuniversität mit dem Hauptfach „Ökonomie“. Ein dreiundzwanzigjähriger junger Mann führte das Fernseherteam durch das edle Ambiente der Universität. Die Studenten werden auf den 16-stündigen Arbeitstag vorbereitet, sie sind eingedeckt mit Lernstoff und Übungen. Der einzige „Ausgleich“ ist im Fitnessraum zu finden, wo man seinen Körper an den einschlägigen Maschinen trimmen kann. Der junge Mann betonte, er halte das Tempo und die Belastung gut aus, denn er sei ja jung und „stehe voll im Saft.“ Ich stelle mir vor,

ein junger Mann, der „voll im Saft“ steht, müsste eigentlich das Bedürfnis nach einer Liebesbeziehung haben, er würde ins Kino gehen, ins Theater, sich mit Freunden treffen, die Welt kennenlernen, sich – politisch, sozial – engagieren, wissen wollen, was die Welt – außer in der Ökonomie – zusammenhält. Das alles kommt nicht vor, wenn man zu dieser „Elite“ gehören will. Das Lebensziel „Karriere“ verlangt anscheinend die völlige Selbstaufgabe. Und ich vermute, auch dieser Mann wird dann, wenn er frei hat, – wie das kleine Kind – nur noch schlafen wollen, wenn er es denn kann und nicht die Schlaflosigkeit als Überforderungssignal bereits greift.

Schon hier, auf den unteren Stufen der Karriereleiter wird ein technologisch-ökonomischer Zugriff auf die Welt und das Selbst eingeübt und das im Gestus der Totalität. Die Angst, die unsere Gesellschaften seit der Globalisierung ergriffen hat, die Angst, nicht mithalten zu können, zu scheitern, führt zum gnadenlosen Wettbewerb um die ersten Plätze. „Die Totalität grenzt den Menschen sogar aus seinem eigenen inneren Leben aus“, sagt Imre Kertész.

Wir wissen, dass viele Kinder und Jugendliche dem Druck – der längst auch die „normalen“ Bildungsinstitutionen erfasst hat – nicht gewachsen sind und psychisch krank werden. Der Gebrauch von Psychopharmaka und Aufputschdrogen – Kompensationen des fehlenden „inneren Lebens“ – steigt rasant. Selbstmord ist die zweithäufigste Todesursache bei Kindern und Jugendlichen. In China, dem Aufsteigerland, in dem die Ein-Kind-Familie das Problem, den Erwartungsdruck, verschärft, bringen sich nicht nur viele junge Menschen um, sondern sie bringen inzwischen auch ihre Mütter um, die sie für den Druck verantwortlich machen. (Literaturen 09/09) Zu vermuten ist, dass das Anwachsen der Amokläufe von Schülern gegen Schüler und Schulen in den Industrieländern ähnlich motiviert ist.

Der Karrierebegriff bezeichnet die Sinnentleerung dessen, was man einmal „Beruf“ nannte. Sicherlich war dies eine gewisse Überhöhung für die Lebensarbeit, die ja immer auch Entfremdungselemente in sich trug – jedoch angemessen der Ernsthaftigkeit, mit der junge Menschen die Tätigkeit aussuchten, die sie in ihrem Leben ausüben wollten. Beruf ist etwas, das mit der Person zu tun hatte und als „Berufung“ auch etwas mit der Verantwortung, die über das eigene Geldverdienen, die eigenen Ambitionen hinausging. Natürlich geschah die Berufswahl in den wenigsten Fällen aus purem Idealismus und war